

## Und immer das Schuldgefühl

Ein Symposium im Vatikan zum Thema „Scham im Film“

Setzen die Enthauptungsvideos der Terrororganisation „Islamischer Staat“ (IS) die Gewalt mit fotografischen Mitteln fort? Ist es ein zusätzlicher Akt der Beschämung, die Opfer unseren Blicken auszuliefern? Die Kontroverse über diese Fragen war Teil des diesjährigen Symposiums der Akademie „Top Talente“ für Film- und Fernseh dramaturgie, das jetzt zum 10. Mal stattfand. Ort der Veranstaltung (12. bis 14. März) war wie stets der Campo Santo Teutonico im Vatikan, das Thema lautete diesmal „Scham im Film“.

Bei der Debatte über die auf öffentliche Wirksamkeit zielenden Methoden des IS reichten die Standpunkte von dem Vorwurf, man mache sich mitschuldig, wenn man diese Videos zeige, bis hin zu dem Argwohn, dass deren verstörende Macht geradezu beschwöre, wer sie den Blicken entziehe. Schon das Gespräch mit Annette Schavan (CDU), der deutschen Botschafterin am Heiligen Stuhl, hatte am Auftaktabend des Symposiums deutlich gemacht, was den Treibstoff der späteren Kontroverse bilden sollte: die Angst vor einem Rückfall hinter eine der zentralen „zivilisatorischen Leistungen Europas“, die Trennung von Kirche und Staat.

### Die obszöne Kamera

Insgesamt wurden auf dem von Anton Magnus Dorn und Almuth Hammer organisierten Symposium in konzentrierter Atmosphäre viele relevante Aspekte zu der Materie besprochen und auch manches heiße Eisen angepackt. Das Thema „Scham im Film“ hätte dabei, etwas erweitert, ebenso gut lauten können: ‚Scham und Schuld im Film‘. Denn das Schuldgefühl wurde man einfach nicht los. Es fungierte einerseits immer wieder als Kontrastfolie, um die Spezifik des Schamgefühls herauszuarbeiten. Andererseits, so machten unter anderem die Diskutanten der Podiumsdiskussion über Bilderverbote deutlich – die Teilnehmer waren Daniel Blum, Tom Zwiessler, Anke Krause, und Christian Granderath –, läßt Schuld auf sich, wer schamlose und beschämende Bilder in die Welt setzt.

Die beiden Leitfragen des Symposiums lauteten denn auch, was das Schamgefühl eigentlich ist und wie Scham und Film zusammenhängen. Beide Fragen bediente der Auftaktvortrag des Koblenzer Soziologen Prof. Clemens Albrecht. Sein Vortrag, der gespickt war mit unterhaltsamen Beispielen (von mittelalterlichen Tischsitten bis zur skandalaffinen

US-Schauspielerin und Sängerin Miley Cyrus), lieferte nicht nur eine funktionale Bestimmung des Schamgefühls, wonach Scham ein Gefühl sei, dessen Zweck darin bestehe, gemeinschaftliche Normensysteme zu stabilisieren, sondern Albrecht brachte auch die These ins Spiel, dass die Kamera ein „obszönes Instrument“ sei. Ihr fehle „der diskrete Blick“, den wir etwa angesichts eines nackten Gegenübers wie ein funktionales Äquivalent der fehlenden Kleidungen aufsetzen, um unser Gegenüber nicht zu beschämen.

Die anschließende Sichtung des Films „Arnes Nachlass“ (ARD/NDR 2013) – eine TV-Adaption der gleichnamigen Novelle von Siegfried Lenz – und das Gespräch mit dem Drehbuchautor Lothar Kurzawa verdeutlichten, wie schwer es ist, Scham und Schuld zu trennen. Was sowohl daran lag, dass klare begriffliche Unterscheidungen noch nicht zur Hand waren wie auch daran, dass beide Gefühle faktisch oft in enger Wechselwirkung stehen. So viel schien aber klar: Während das Schuldgefühl sich eher auf den Schaden und den Geschädigten richtet und daher Möglichkeiten der Wiedergutmachung bietet, steht im Zentrum des Schamgefühls der Beschämte: zurückgeworfen auf sich selbst und sein Vergehen, von der Scham gelähmt und ohne Aussicht auf Vergebung durch einen Dritten. Die Konsequenz, mit der die (im Film von Max Hegewald gespielte) Figur Arne aus ihrer Scham heraus auf den Selbstmord zusteuert, wurde in diesem Sinne lobend hervorgehoben.

Welche katastrophalen Folgen das Schamgefühl haben kann, schilderte in seinerseits drastischen Worten auch der Hamburger Theologe Prof. Hans-Martin Gutmann. Scham, sagte er, könne „ein Subjekt vollkommen zerstören“. Scham wirke „nicht spezifisch“ wie das Schuldgefühl, sondern „total“. Man müsse nur daran denken, wie die Scham, die heute schon der bloße Verdacht auslöst, in kinderpornografische Straftaten verwickelt zu sein, einem „sozialen Todesurteil“ gleichkomme. Nicht selten führe sie in den tatsächlichen Tod. Die existenzvernichtende Kraft des Schamgefühls, so Gutman, bilde jedenfalls das Muster der klassischen Groß Erzählungen der Scham: der Ödipus- ebenso wie der Passionsgeschichte. Dem vernichtenden „Tribunal der beschämenden Blicke“ stellte Gutmann eine Interpretation des Spielfilms „Shame“ (2011) entgegen. Die Produktion des britischen Regisseurs Steve McQueen, der zusammen mit Abi Morgan auch das Drehbuch schrieb, leiste einen neuen Beitrag zu den klassischen

Schamerzählungen. Der Film verlege den „Ort der Scham“ aus der Öffentlichkeit in den Bereich der Intimität. Während das öffentliche Ausgestelltsein auf den diesbezüglich schamlosen Protagonisten Brandon, einen sexsüchtigen New Yorker Geschäftsmann, potenzsteigernd wirke, mache die emotionale Intimität des Blickes unter vier Augen seine Potenz gerade zunichte. Es ist die Intimität, die ihn beschämt – doch sie allein, wie Gutmann nachschob, biete auch die Chance einer gelingenden Überwindung der Scham.

### Die Schamlosigkeit der Shitstorm-Kultur

Einem ungleich problematischeren Kapitel von Scham und Sexualität widmete sich der Vortrag von Katharina Anna Fuchs, Psychologin am Zentrum für Kinderschutz der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. Auch wenn sie eine überzeugende Antwort auf ihre selbstgestellte Frage, warum Missbrauchsopfer sich schämen, letztlich schuldig blieb, lieferte sie gleichwohl die reichhaltigste Differenzierung von Scham- und Schuldgefühlen. Sie machte deutlich, wie komplex die Aufgabe ist, verschiedene Gefühle voneinander zu unterscheiden. Man müsse nicht nur die Gefühlsanlässe betrachten, sondern ebenso den körperlichen Ausdruck der Gefühle, wie Gefühle am eigenen Leib erlebt werden, welche Verlaufsgestalten sie haben und Ähnliches mehr; oft habe man es nur mit subtilsten Nuancierungen zu tun. Die Diskussion schälte dann heraus, dass der Anlass des Schamgefühls in der Übertretung einer Norm liegt, an die sich jemand und andere gebunden sieht. Das eigene Einverständnis mit der Norm sei hier ausschlaggebend. Niemand schäme sich für die Verletzung einer Norm, die er für nichtig erachte.

Die Produktivität dieser Überlegungen zeigte sich deutlich in der Diskussion über den Film „Die Auserwählten“ (ARD/WDR/Degeto, vgl. Kritik in FK 41/14). Die Beklemmung, die dieser Film über die Missbrauchsfälle an der reformpädagogischen Odenwaldschule bei vielen Teilnehmern auslöste, wick im Gespräch mit Autor Benedikt Röskau, WDR-Redakteur Götz Schmedes und dem Produzenten Hans-Hinrich Koch (ndF) einem luziden Austausch über die Mechanismen des „Systems Odenwaldschule“. Die weitreichende normative Verunsicherung der 1970er Jahre sei der perfekte Nährboden für den dortigen Machtmissbrauch gewesen: Es hätte ein eigentümlicher Zwang zur sexuellen Libertinage geherrscht: „Tabus waren tabu.“ Wer sich wegen der Freizügigkeit und der sexuellen Beziehung zwischen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen schämte, der sei selber Schuld gewesen, weil er einer verklemmten Moral anhing – und wo sich niemand

schämte, da war auch nichts Anstößiges passiert. So lautete die perfide Logik, die das Verbrechen unter aller Augen erst möglich machte.

Die politische Dimension des Schamgefühls, die auch in der eingangs erwähnten Kontroverse zu den IS-Enthauptungsvideos eine Rolle spielte, beschäftigte auch die Augsburger Literaturwissenschaftlerin Prof. Bettina Bannasch. In ihrem Vortrag bei dem Symposium erläuterte sie wichtige Stationen in der Geschichte der stets umstrittenen filmischen Darstellung des Holocausts. Hätten Holocaust-Filme zunächst entweder im Dienste der Erziehung oder der gezielten Beschämung des sogenannten „Tätervolks“ gestanden, immer aber unter dem Quasi-Verbot bloß unterhalten-der oder bloß künstlerischer Ambitionen, gelte dies heute nicht mehr ungebrochen: Der Film „Schindlers Liste“ (1993) von Hollywood-Regisseur Steven Spielberg etwa markiere nur noch paratextuell seinen dokumentarischen Anspruch und sei ansonsten bestes Unterhaltungskino. Christian Petzolds Kinofilm „Phoenix“ (2014) wiederum betreibe eine problematische Ästhetisierung des Holocausts, auch weil er versuche, sich dezidiert als Genre-Film auszugeben.

Ob die ZDF-Produktion „Das Zeugenhaus“ (vgl. Kritik in FK 48/14) die richtige Antwort auf diese problematischen Holocaust-Filme darstellt, stand allerdings nicht im Fokus des anschließenden Gesprächs mit ZDF-Fernsehfilmchef Reinhold Elschof und Magnus Vattrodt, der für „Das Zeugenhaus“ das Drehbuch schrieb. Beide hoben vielmehr hervor, dass es ihr Anliegen gewesen sei, im Geiste Hannah Arendts mit diesem Film so etwas wie die erschreckende Gefühllosigkeit in der Stunde Null einzufangen. Im realen Zeugenhaus, das in Vorbereitung auf die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse neben KZ-Überlebenden auch den Gestapo-Gründer Rudolf Diels oder Hitlers Hoffotografen Heinrich Hoffmann beherbergte, habe eine unfassbare Ruhe und beinahe neurotische Ordnung geherrscht, eine Unfähigkeit, Schuld und Gefühle zu bekennen, wie sie für das Nachkriegsdeutschland typisch gewesen sei.

Am Ende der drei Symposiumstage hatte das Schamgefühl deutlich an Konturen gewonnen. Einig war man sich auch, dass es heutzutage im Schutz der Anonymität des Internets (gerade auch in Reaktion auf bestimmte TV-Formate) vielfach zu beschämenden Handlungen bisher ungekannten Ausmaßes komme. Dies rufe die Verantwortung der Fernsehmacher in besonderer Weise auf den Plan. Ob die Schamlosigkeit der „Shitstorm-Kultur“ das Erbe einer „Menschenmüll-Kultur“ sei, wie sie gerade im privaten Fernsehen lange Zeit zelebriert worden sei, blieb umstritten. 17.4.15 – Christian Krüger/MK